

Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wengleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken, wengleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen.

Psalm 46



> *Der Mönch am Meer 1808-1810*

Liebe Gemeinde,

Berlin 1810. Ein Vater nimmt seinen 15-jährigen Sohn mit in eine Kunstausstellung. Ich vermute einmal, dass Heranwachsende damals und heute an diesem Punkt nicht grundlegend unterschiedlich sind: Es wird einige Überredungskunst gebraucht haben, bis der Sohn mitging.

Als die beiden vor diesem Bild standen, das ihr hier seht (und das auch das Titelbild unseres neuen Gemeindebriefes ist...), da überraschte der Sohn den Vater nicht schlecht.

Denn er fragte: „Papa, kaufst du mir dieses Bild?“

Zu dieser Frage stelle ich mir ein verduzttes Gesicht des Vaters vor.

Dann legte der Sohn nach: „Das Bild tröstet mich.“

Man muss wissen: Der Junge hatte zwei Monate vorher seine Mutter verloren. Wir würden heute sagen: eine traumatische Erfahrung für den 15-Jährigen. So hat man das Anfang des 19. Jahrhunderts noch nicht ausgedrückt, aber manches deutete darauf hin, dass er

ganz und gar abgleiten könnte.

Der Vater war heilfroh, etwas tun zu können.

Er kaufte das Bild.

Und der Sohn trennte sich sein Leben lang nicht mehr von dem „Mönch am Meer“.

Er nahm das Bild überall hin mit.

Es wurde für ihn offenbar zu einem Begleiter in allen Lebenslagen.

Dass dieses Bild heute im Besitz der *Museen Staatlicher Kulturbesitz in Berlin* gehört, hängt mit dieser Geschichte zusammen.

Aber warum tröstet dieses Bild?

Ich bin mir nicht sicher.

Ich frage euch: Wie seht ihr dieses Bild?

...

Auf mich macht es eher einen düsteren Gesamteindruck.

Das dunkle Blau, die Grautöne... Das Meer erscheint besonders düster. Hinten scheint ein Unwetter heraufzuziehen. Oder es zieht ab.

Oben reißt die Wolkendecke auf und gibt den Blick frei auf helles Himmelblau.

Wenn ich mich in das Bild vertiefe, fällt mir auf:

Das Bild ist im Grunde leer.

Kein Weg. Kein Baum, Kein Haus.

Der Himmel ist unglaublich weit.

Er macht vier Fünftel des Bildes aus.

Und: Man muss genau hinsehen – dann sieht man es:

Am beigefarbenen Strand, an der höchsten Stelle der Linie, steht jemand. Ein kleiner Mensch.

Es ist ein Mönch. „Mönch am Meer.“ - so lautet der Titel des Bildes. Er beschreibt, er benennt, was man sieht:

„Mönch am Meer.“



Ich finde, das Bild könnte auch anders heißen...

Wenn ihr dem Bild einen Titel geben würdet, wie würde es heißen?

Macht mal ein paar Vorschläge!

...

...

Ich könnte mir folgende Titel vorstellen: „Einsamkeit“.

Oder „Verlorenheit“. Oder: „Stille“. Oder „Vor mir die Unendlichkeit.“ Oder wie der Song von Udo Lindenberg: „Hinterm Horizont geht's weiter.“

Noch einmal die Frage:

Warum tröstet den Jungen dieses Bild?

Was hat ihn so angezogen, dass er seinen Vater bat, ihm das Bild zu kaufen?

Vielleicht hat ihn diese Einsamkeit angezogen, die es ausstrahlt?

Ja, man kann sich manchmal sehr einsam fühlen im Leben.

Da tut es gut zu sehen, dass es einem anderen auch so

gehen kann.

Sogar diesem Mönch, der die Einsamkeit in seinem Leben erwähnt hat.

Er schaut auch in die Weite. Den Wind zu spüren, das wird ihm gut tun.

Den gleichmäßige Rhythmus der Wellen zu hören, die an Land aufschlagen.

Stille. Einatmen. Ausatmen.

Den Blick zum Himmel gewandt.

Vielleicht dier Erkenntnis: Es gibt noch etwas Größeres als meine Last.

Es gibt noch etwas Gewaltigeres als das, was mich beschwert.

Dahin richte ich meine Fragen:

- > Bist du da Gott?
- > Hörst du mich im Himmel?
- > Was hast du vor mit mir?
- > Wofür bin ich auf der Welt?
- > Was ist meine Aufgabe in diesem Leben?

Liebe Gemeinde,
dass das Bild religiös zu verstehen ist, möchte der
Künstler ausdrücklich. Er nennt es ja „M ö n c h am
Meer“. Er hätte es auch einfach „Mensch am Meer“
nennen können.

Aber das war ihm offenbar zu wenig.

Mönche leben in Klöstern. Klöster sind über die
Jahrhunderte die Einrichtungen, in denen jeden Tag
gebetet wird. Zu festen Gebetszeiten.

Mönche und Nonnen halten die Gebete lebendig.

Dahinter steckt die Erfahrung, dass es das gibt:

Der Mensch spricht - und Gott hört.

Aber auch andersherum: Gott spricht - und der Mensch
hört.

Wer weiß, vielleicht war es diese Sehnsucht nach Gott,
diese Sehnsucht nach Geborgenheit, nach einer
sicheren Anlaufstelle, die der 15-Jährige damals im
Berliner Museum in diesem Bild gesehen hat.

Es ist nicht das kalte Universum, das einen umgibt,

sondern die Weite Gottes.

Unheimlich kann einem diese Weite Gottes allerdings auch manchmal sein.

„Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht auch ein Gott, der ferne ist?“ – so heißt es im Monatsspruch für September aus dem Buch des Propheten Jeremia.

Ja, es ist wahr. Wir können über Gott nicht verfügen. Gott ist größer als unsere Vorstellungen von ihm. Er entzieht sich unseren Vereinnahmungsversuchen. Und doch: Er ist da, manchmal fern und doch immer wieder nah. Letztlich gilt: Wir sind geborgen bei dem, der Himmel und Erde gemacht hat.

Nicht das kalte Universum, nicht ein gefühlloses Schicksal schwebt über uns, sondern ein Gott, den ich mit Du anreden darf. Auch wenn er groß und weit ist und ich nur ein kleiner Mensch.

Vielleicht ist es das, was den 15-Jährigen irgendwie getröstet hat...?

Martin Luther übrigens hat mal den *Gottesdienst* so beschrieben: Gottesdienst ist ein Geschehen des Redens und Hörens zwischen Mensch und Gott. Im Gottesdienst – so sagt Martin Luther bei der Einweihung der Torgauer Schlosskirche 1544 - soll „nichts anderes geschehen, als dass unser lieber Herr mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum ihm antworten in Gebet und Lobgesang“.

Der Mensch, der als Einzelner Gott gegenüber steht – das ist übrigens eine Erkenntnis der Reformation.

Der Mensch muss als einzelner persönlich in eine Beziehung mit Gott treten, ohne dass sich ein Priester, ein Papst, eine Kirche oder ein dogmatisches Lehrgebäude dazwischenschaltet...

Jede und jeder hat eine Unmittelbarkeit zu Gott, die nicht durch den übermächtigen Überbau der Kirche verstellt wird.

Und gerade Luther ist es, der nicht müde wird zu betonen: Dass ich persönlich vor Gott stehe – das führt nicht in die Angst.

Es führt in die Weite.

Wir dürfen Gott schauen als den, der das eigene Leben trägt. Der hilft. Der rettet.

Im Psalm, den wir vorhin gemeinsam gebetet haben, heißt es: „Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wengleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken, wengleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen.“

Das sind Verse aus Psalm 46.

Den hat Martin Luther seinem Reformationslied „ein feste Burg ist unser Gott“ zugrunde gelegt. Aber das ist eine andere Geschichte.

Die Romantiker haben diese Unmittelbarkeit des Menschen vor Gott, vor dem Ewigen und vor dem Himmel wiederentdeckt.

Und sie haben dieses Gefühl, dass wir kleinen Menschen doch ganz und gar abhängig sind von dem ewigen Gott, in ihrer Musik und in ihren Kunstwerken

gefeiert.

Caspar David Friedrich als einer der ersten von ihnen.

Die Betrachtung der Natur, die Besinnung auf das Ewige – das war für ihn *Gottesdienst*.

Und wenn er malte, dann nicht, um abzumalen, was die Natur zu bieten hat, sondern er malte, um in den Betrachtern seiner Bilder Andacht zu erzeugen, Ehrfurcht vor Gott, Erhabenheit der Seele, ein Gefühl für das Ewige...

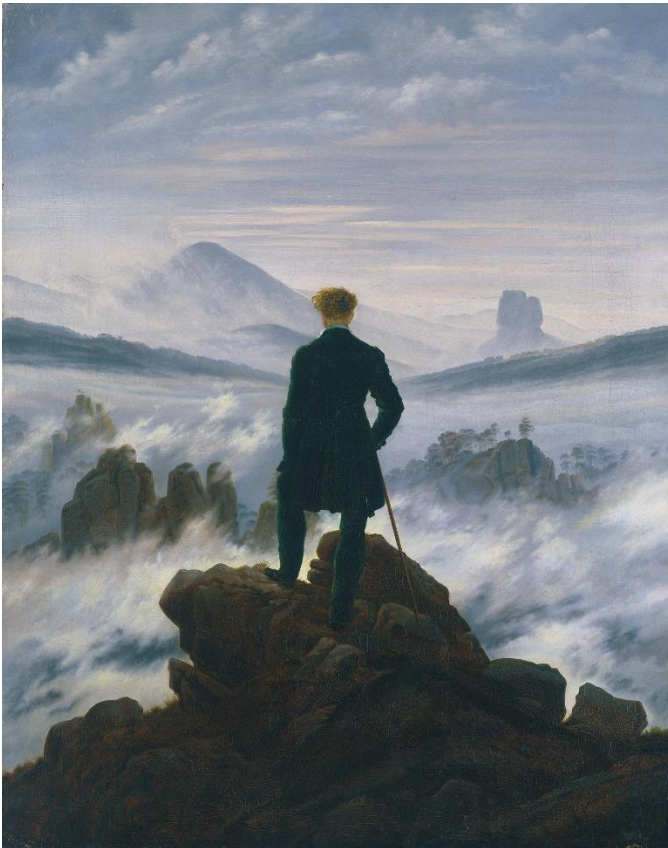
Er hat mal gesagt: „Der Maler soll nicht bloß das malen, was er *vor sich* sieht, sondern auch das, was er *in sich* sieht.“

Das deckt sich mit dem, was der damals berühmte Theologe Friedrich Schleiermacher lehrte. Er besuchte Caspar David Friedrich 1810 in seinem Atelier in Dresden und lud ihn ein, sein Bild „Der Mönch am Meer“ in Berlin auszustellen.

Denn Schleiermacher sieht den christlichen Glauben genauso, wie Caspar David Friedrich malt.

„Die Religion“, schrieb Schleiermacher, „ist weder

Denken noch Handeln“; sondern „Anschauung und Gefühl“, sie ist „Sinn und Geschmack für die Unendlichkeit“.



> Wanderer über dem Nebelmeer



> Kreuz im Gebirge



> Eismeer

Zurück zu dem Bild „Der Mönch am Meer“.

Der junge Mann, der damals in Berlin wie vom Donner gerührt vor diesem Bild stand und seinen Vater bat, es ihm zu kaufen, war übrigens der Kronprinz Friedrich Wilhelm IV.

Seine Mutter war Königin Luise, die am 19. Juli 1810 im Alter von 34 Jahren starb.

Drei Monate später kaufte der Vater seinem Sohn

dieses Bild. Es hing bis zu seinem Tod in seinem Schlafzimmer, und als er mehrmals umzog, nahm er das Bild immer mit.

„Der Mönch am Meer“ wurde mit das berühmteste, das Caspar David Friedrich gemalt hat.

Was meint ihr?

Kann es tröstlich sein, obwohl es doch ziemlich düster und melancholisch ist?

Ich meine, im Rauschen der Wellen kann man auch diesen Grundrhythmus des Lebens hören, der so viel von der Sehnsucht der Menschen in sich trägt, der Sehnsucht nach Gott.

Liebe Gemeinde,

Wir dürfen darauf vertrauen, dass der Mensch spricht und Gott hört.

Und dass Gott spricht und der Mensch hört.

Wie heißt es im Psalm?

Darum fürchten wir uns nicht.

Gott ist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in

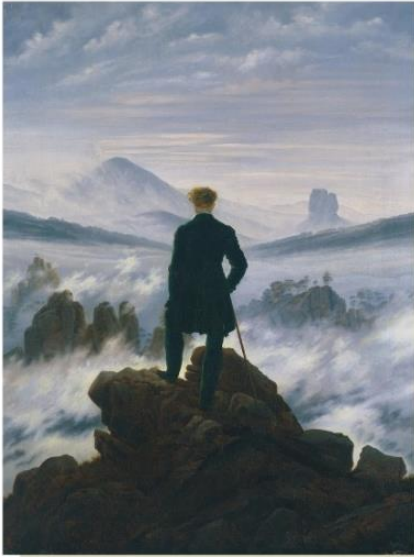
den großen Nöten, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wengleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken, wengleich das Meer wütete und wallte und von seinem Ungestüm die Berge einfielen.

Amen.

→ vgl. Andacht von Christoph Hechtel
in Gottesdienstinstitut Nürnberg
Handreichung (Art.-Nr.2465): Kraft der Stille.
Andachten zu Bildern Caspar David Friedrichs (2024)

Und immer wieder das Kreuz im Blickpunkt

zum 250. Geburtstag des Malers Caspar David Friedrich
(1774-1840)



Der Wanderer über dem Nebelmeer,
Caspar David Friedrich,
um 1818, Öl auf Leinwand, unsigniert

In der Mitte des Bildes sehen wir einen Wanderer von hinten – in sonntäglicher Kleidung, wie bei einem Gottesdienstbesuch. Er steht auf einem Felsgipfel und blickt auf eine Gebirgslandschaft, die von Nebelbänken durchzogen wird. Wir folgen seinem Blick in die schier unendliche Weite und werden in eine geradezu andächtige Stimmung versetzt.

„Der Wanderer über dem Nebelmeer“ zeigt den Maler Caspar David Friedrich um das Jahr 1818 auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens. Die Rückenfigur des „Wanderers“ ist längst zu einer Art „Ikone“ geworden und hat nach ihm Maler und unzählige Fotografen beeinflusst. Caspar David Friedrich, der bedeutendste Maler der deutschen Romantik, wurde vor 250 Jahren geboren. Am 5. September 1774 erblickte der Sohn eines Kerzenmachers in Greifswald das Licht der Welt. Seine melancholische Grundstimmung, die sich auch in seinen Bildern ausdrückt, hängt mit schmerzlichen Todeserfahrungen in seiner Kindheit zusammen.

Seine Mutter verstarb bereits 1781. Besonders traumatisch wurde für den 13-jährigen der unglückliche Tod seines jüngeren Bruders Christoffer. Als Caspar beim Schlittschuhlaufen im Eis eingebrochen war, ertrank dieser bei dem Versuch, ihn zu retten. Die Erinnerung an den Bruder, der für ihn sein Leben ließ, spiegelt sich in seinen häufigen Kreuzesdarstellungen wider. Gleichzeitig eröffnet das Kreuz für den tiefgläubigen Maler Halt und Hoffnung über den eigenen Tod hinaus.

Mit seinem ersten Ölgemälde „Das Kreuz im Gebirge“ tritt Friedrich, der seit 1798 in Dresden wohnt, um Weihnachten 1808 ins Licht der Öffentlichkeit. Das Gemälde ist als Altarbild gedacht („Tetschener Altar“) und ruft enthusiastischen Zuspruch hervor, aber auch entschiedenen Widerspruch. Der Kunstkritiker und preußische Kammerherr Basilius von Ramdohr schreibt empört: „Es ist eine wahre Anmaßung, wenn die Landschaftsmalerei sich in die Kirchen schleichen und auf Altäre kriechen will.“ Von Ramdohr kritisiert damit die gesamte romantische Kunst und Kultur seiner Zeit: „Jener Mystizismus, der jetzt überall sich einschleicht und wie aus Kunst wie aus Wissenschaft, aus Philosophie wie aus Religion gleich einem narkotischen Dunste uns entgegenwittert!“

Aber Friedrich bewahrt sich gegenüber aller Schulmeisterei in der Kunst seine „Eigenthümlichkeit“. So lautet sein künstlerisches Credo: „Der Maler soll nicht bloß das malen, was er vor sich sieht, sondern auch das, was er in sich sieht.“ Das deckt sich mit der Theologie von Friedrich Schleiermacher (1768-1834), der Friedrich 1810 in seinem Atelier in Dresden besucht und einlädt, seine Bilder in Berlin auszustellen. Schleiermacher: „Religion ist weder Denken noch Handeln“, sondern „Anschauung und Gefühl“, mit anderen Worten: „Sinn und Geschmack für die Unendlichkeit“.

Am 7. Mai 1840 stirbt der verheiratete Vater von drei Kindern in dem felsenfesten Vertrauen auf Gott, dass es nun sehen wird, was er geglaubt hat.